

Deborah Tannen

Du kannst mich einfach nicht verstehen

Warum Männer und Frauen
aneinander vorbeireden

Aus dem Amerikanischen
von Maren Klostermann

Mosaik bei
GOLDMANN

Inhalt

Danksagung	9
Vorwort	12
I Andere Worte, andere Welten	23
II Asymmetrien:	
Wenn Männer und Frauen aneinander vorbeireden .	61
III »Leg die Zeitung weg und unterhalte dich mit mir!« – Beziehungssprache und Berichtssprache	97
IV Klatsch	129
V »Ich werd's dir erklären« – Dozieren und zuhören	168
VI Gemeinsam und gegeneinander:	
Sprechweisen im Streit	207
VII Wer unterbricht wen? – Von Dominanz und Kontrolle	266
VIII »Wehe, du machst das!«	307
IX »Sieh mich an, wenn ich mit dir spreche!« – Wortwechsel in wechselndem Alter	350

X Mit der Asymmetrie leben: Kommunikationswege öffnen	402
Anmerkungen	431
Bibliographie	444
Register	455

Danksagung

Es lässt sich kaum in Worten ausdrücken, wie viel ich meinen großzügigen Kollegen verdanke, die das Manuskript dieses Buches gelesen und durch ihre Anregungen verbessert haben. Für die Zeit und Aufmerksamkeit, die sie mir schenkten, danke ich A. L. Becker, Penelope Eckert, Ralph Fasold, Michael Geis, Karl Goldstein, Robin Lakoff, Neal Norrick, Susan Philips, Naomi Tannen, Barrie Thorne und David Wise.

Robin Lakoff bin ich schon seit längerem zu besonderem Dank verpflichtet. Die Pionierin auf dem Gebiet linguistischer Forschung zu Geschlecht und Sprache hat mir und einer ganzen Generation von Wissenschaftlern einen neuen und bahnbrechenden Weg eröffnet, der sich inzwischen in unzähligen Richtungen verzweigt hat. Ihr Linguistikseminar, an dem ich 1973 teilnahm, hat wesentlich zu meinem Entschluss, Linguistin zu werden, beigetragen und mich bewogen, meine Ausbildung an der University of California, Berkeley, zu machen, wo sie zu meinen Lehrern zählte. Sie ist mir noch immer eine großzügige und hilfsbereite Freundin und eine vorbildliche Wissenschaftlerin,

die bei ihrer theoretischen Forschung den Praxisbezug niemals verliert.

Mein besonderer Dank gilt auch Ralph Fasold. Seine Unterstützung, seine Anregungen und die geistigen Herausforderungen, die er mir stellte, waren eine unschätzbare Hilfe für mich. In den lebhaften Diskussionen über meine Arbeit, in die er mich immer wieder verwickelte, hat er mir neue Perspektiven eröffnet und mit Beispielen und eigenen Beobachtungen – wie auch mit wertvollen Computerratschlägen – viel zu diesem Buch beigetragen. Ich bin der University of Georgetown dankbar, dass sie mir einen so vollkommenen Kollegen und Freund zur Seite gestellt hat.

In Georgetown danke ich auch James Alatis, dem Dekan der School of Languages and Linguistics; meinen Kollegen am soziolinguistischen Fachbereich und den Studenten, die sich meine Theorien anhörten und viel zu ihrer Entstehung beigetragen haben.

Viele andere haben wertvolle Beiträge geleistet, indem sie Manuskriptauszüge lasen und kommentierten, Beispiele aus eigener Erfahrung beisteuerten oder Ideen mit mir diskutierten. Obwohl ich sie zusammen aufführe, bin ich mir des individuellen Beitrags jedes Einzelnen dankbar bewusst: Katherine Abramovitz, Steve Barish, Niko Besnier, Tom Brazaitis, Bruce Brigham, Marjorie Brigham, Penelope Brown, Jocelyn Burton, Caroline Celce-Murcia, Andrew Cohen, Bronvyn Davies, Bambi Evans-Murray, Paul Friedrich, Allen Furbeck, Jim Garofallou, John Goldsmith, Paul Goldstein, Marjorie Harness Goodwin, John Guarnaschelli, Annie Hawkinson, Ray Hays, Paul Hopper, Deborah James, Christina Kakava, Judith Katz-Schwartz, Carolyn Kinney, Mark

Kohut, Helen Kotsonis, Addie Macovski, Joseph Mahay, Alan Marc, Rachel Myerowitz, Susie Napper, Myriam Nastase, Mandana Navid-Tabrizi, Rebekah Perks, Molly Peterson, PuaPua Ponafala, Dennis Preston, Lucy Ray, Dan Read, Chuck Richardson, Celia Roberts, Joanna Robin, Elif Rosenfeld, Cynthia Roy, Pamela Saunders, Deborah Schiffrin, Gail Schricker, Tom Schricker, Amy Sheldon, Wendy Smith, Kyong Sook Song, Carola Sprengel, Jana Staton, Torothy Tannen, Eli Tannen, Gary Weaver, Bob Webb, Etsuko Yamada und Haru Yamada.

Ich danke Bruce Dorval, der mir Gelegenheit gab, seine Videoaufnahmen und die Umschriften von Gesprächen zwischen Freunden auszuwerten, und mir Auszüge davon zur Verfügung stellte. Ich danke auch Suzanne Gluck, die der Wunschvorstellung von einer Agentin in jeder Weise entspricht und den Mitarbeitern des William Morrow Verlages, vor allem aber meiner Lektorin, Maria Guarnaschelli, die von Anfang an leidenschaftlich an mein Buch geglaubt und sich mit grenzenloser Begeisterung und Energie dafür eingesetzt hat.

Meinem Mann – Dank für alles.

Vorwort

Das Leben jedes Menschen besteht aus einer Aneinanderreihung von Gesprächen. Die Analyse von Alltagsgesprächen und ihrer Auswirkungen auf zwischenmenschliche Beziehungen bildet den Schwerpunkt meiner soziolinguistischen Arbeit. In diesem Buch höre ich Männern und Frauen zu. Ich gebe sinnlos scheinenden Missverständnissen, die in unseren Beziehungen herumspuken, einen Sinn und zeige, dass ein Mann und eine Frau dieselbe Unterhaltung häufig ganz anders auffassen, sogar, wenn es offenbar gar nicht zu Missverständnissen kommt. Ich erkläre, warum aufrichtige Verständigungsversuche so oft scheitern, und wie wir die damit verbundenen Frustrationen verhindern oder verringern können.

In meinem Buch *Das hab' ich nicht gesagt!* habe ich gezeigt, dass Menschen unterschiedliche Gesprächsstile haben. Wenn zum Beispiel Sprecher, die aus unterschiedlichen Regionen des Landes stammen oder einer anderen Klasse oder ethnischen Gruppe angehören, sich unterhalten, werden ihre Worte wahrscheinlich nicht genauso verstanden werden, wie sie gemeint

waren. Aber niemand erwartet von uns, dass wir unser Leben mit Leuten aus anderen Regionen des Landes oder mit Angehörigen anderer ethnischer Gruppen verbringen, auch wenn viele von uns sich dafür entscheiden. Man *erwartet*, dass wir uns mit Angehörigen des anderen Geschlechts zusammentun, und manche tun das für eine lange Zeit, wenn nicht sogar ein Leben lang. Und während viele von uns (obwohl immer weniger) große Teile ihres Lebens verbringen können, ohne in engeren Kontakt mit Leuten aus ganz anderen Kulturkreisen zu kommen, können nur wenige – nicht einmal jene, die ohne Partner leben oder vorrangig gleichgeschlechtliche Beziehungen eingehen – engen Kontakt zu Angehörigen des anderen Geschlechts vermeiden, seien es nun Verwandte, Arbeitskollegen oder sogar Freunde.

Das hab' ich nicht gesagt! hatte zehn Kapitel, von denen eins sich mit geschlechtsspezifischen Unterschieden im Gesprächsstil beschäftigte. Doch als ich Anfragen für Interviews, Zeitungsartikel und Vorträge erhielt, wurde darin zu 90 Prozent der Wunsch geäußert, dass ich über 10 Prozent des Buches referieren solle – über jenes Kapitel, das sich mit den Mann-Frau-Unterschieden beschäftigte. Alle wollten mehr darüber wissen, wie Geschlecht und Gesprächsstil zusammenhängen.

Auch ich wollte mehr darüber herausfinden. Tatsächlich beruhte mein Entschluss, Linguistin zu werden, hauptsächlich auf einem von Robin Lakoff abgehaltenen Seminar, in dem es auch um ihre Forschungen zum Thema Sprache und Geschlecht ging. Meine erste größere linguistische Arbeit beschäftigte sich mit der Frage, inwiefern Indirektheit mit dem Geschlecht und kulturellen Unterschieden zusammenhängt, und ich war relativ gut vertraut mit anderen Forschungsergebnissen zu diesem Thema.

Doch obwohl ich immer in den Randbezirken geschlechtsspezifischer Forschung beheimatet war, hatte ich den Sprung in den inneren Kreis noch nicht gewagt, zum Teil, weil es ein so kontroverses Gebiet ist.

Wann immer ich über Unterschiede im Gesprächsstil von Männern und Frauen spreche oder schreibe, fliegen die Fetzen. Die meisten Leute verkünden, dass das, was ich sage, zutreffend sei, dass es ihren eigenen Erfahrungen entspreche und sie erkläre. Sie sind erleichtert, zu erfahren, dass das, was ihnen Kummer machte, ein allgemeines Problem ist und dass weder bei ihnen selbst noch bei ihren Partnern oder in ihren Beziehungen irgendetwas fürchterlich falsch läuft. Sie konnten das Gesprächsverhalten ihrer Partner, das sie persönlichen Unzulänglichkeiten zugeschrieben hatten, als Ausdruck eines anderen Systems sehen. Und sie konnten ihre eigene Sprechweise, für die ihre Partner sie seit Jahren kritisierten, als in sich schlüssig und vernünftig verteidigen.

Doch obwohl die meisten Leute finden, dass meine Ausführungen zu geschlechtsspezifischen Sprechweisen ihre persönlichen Erfahrungen erklären – und eifrig eigene Beispiele beisteuern, um das zu beweisen –, reagieren manche auch sehr heftig, sobald die Rede auf geschlechtsspezifisches Verhalten kommt. Einige geraten schon bei der geringsten Andeutung, dass Männer und Frauen verschieden sein könnten, in Rage. Und diese Reaktion kommt sowohl bei Männern als auch bei Frauen vor.

Manche Männer fassen jede Aussage zum Mann-Frau-Thema, die von einer Frau kommt, als Vorwurf auf – als ob man insgeheim mit dem Finger auf sie deuten und »Ihr Männer!« kreischen würde. Sie haben das Gefühl, zum Objekt gemacht, wenn nicht gar verleumdet zu werden, nur weil man über sie spricht.

Aber es sind nicht nur die Männer, die an Aussagen zum Mann-Frau-Thema Anstoß nehmen. Manche Frauen fürchten – zu Recht –, dass jede Beobachtung geschlechtsspezifischer Unterschiede als Beweis dafür genommen wird, dass es die Frauen sind, die anders sind – anders als der Standard, der sich in allen Bereichen danach definiert, wie der Mann ist. Der Mann gilt als Norm, die Frau als Abweichung von der Norm. Und es ist nur ein kleiner – vielleicht unvermeidlicher – Schritt von »anders« zu »schlechter«.

Darüber hinaus sind es normalerweise die Frauen, von denen Veränderung verlangt wird, wenn geschlechtsspezifische Stilunterschiede aufgezeigt werden. Ich habe diese Reaktion im Zusammenhang mit meiner eigenen Arbeit erlebt. In einem Artikel, den ich für die *Washington Post* schrieb, schilderte ich ein Gespräch, das zwischen einem Ehepaar während einer Autofahrt stattgefunden hatte. Die Frau hatte gefragt: »Würdest du gern irgendwo anhalten, um was zu trinken?« Ihr Mann hatte – wahrheitsgemäß – mit »Nein« geantwortet und nicht angehalten. Frustriert musste er später feststellen, dass seine Frau verärgert war, weil sie gern irgendwo Rast gemacht hätte. Er fragte sich: »Warum hat sie nicht einfach gesagt, was sie wollte? Warum spielt sie solche Spielchen mit mir?« Ich erklärte, dass die Frau nicht deshalb verärgert war, weil sie ihren Willen nicht bekommen hatte, sondern weil ihr Mann sich nicht dafür interessiert hatte, was sie gern gemacht hätte. Für sie stellte es sich so dar, dass sie Interesse für die Wünsche ihres Mannes gezeigt hatte, während er ihre Bedürfnisse ignoriert hatte.

In meiner Gesprächsanalyse betonte ich, dass der Mann und die Frau in diesem Beispiel einen unterschiedlichen, aber *gleich-*

wertigen Gesprächsstil zeigten. Dieser Aspekt ging verloren, als der Artikel in einer stark gekürzten Fassung im *Toronto Star* erschien, wo man mich den Rat geben ließ: »Die Frau muss erkennen, dass die Antwort ›Ja‹ oder ›Nein‹ keineswegs bedeutet, dass ihr Mann nicht verhandlungsbereit ist.« Der Redakteur vom *Star* hatte die unmittelbar vorausgehende Textstelle gestrichen, die lautete: »Um zu verstehen, was dieses Missverständnis auslöste, muss der Mann erkennen, dass die Frau nicht um konkrete Information nachsucht, wenn sie ihn nach seinen Wünschen fragt, sondern aushandeln möchte, was beiden gefallen würde. Die Frau ihrerseits muss erkennen, dass...« Durch die geschickte Handhabung des redaktionellen Kürzungsmessers hatte sich meine Forderung, dass *beide*, Frauen und Männer, Zugeständnisse machen sollten, in die Forderung verwandelt, dass Frauen sich einseitig anstrengen sollten, um die Männer zu verstehen. Frauen über etwas zu informieren, was sie allein »erkennen« müssen, impliziert, dass das Verhalten des Mannes richtig, das der Frau falsch ist. Diese gekürzte Version wurde in einem Lehrbuch nachgedruckt, womit der Fehler weite Verbreitung fand.

Wir alle wissen, dass wir einzigartig sind, doch wir neigen dazu, andere als Repräsentanten von Gruppen zu betrachten. Das ist eine natürliche Tendenz, weil wir die Welt in vorgegebenen Bildern sehen müssen, um ihr Sinn zu geben; wir wären nicht in der Lage, mit dem täglichen Ansturm von Menschen und Dingen umzugehen, wenn wir unsere Eindrücke nicht zu einem großen Teil voraussagen könnten und nicht das Gefühl hätten zu wissen, wen und was wir vor uns haben.

Aber diese natürliche und nützliche Fähigkeit, ähnliche Muster zu erkennen, hat unglückselige Folgen. Einen einzelnen Men-

schen auf eine Kategorie zu reduzieren ist nicht nur kränkend, es ist auch irreführend. Männer und Frauen in Kategorien einzuordnen birgt die Gefahr, diesen Reduktionismus zu verstärken.

Verallgemeinerungen decken zwar Ähnlichkeiten ab, aber sie verwischen die Unterschiede. Jeder Mensch wird von unzähligen Einflüssen wie Volkszugehörigkeit, Religion, Klasse, Rasse, Alter, Beruf und von der Region, in der er und seine Angehörigen leben, und vielen anderen Gruppenidentitäten geprägt – von Einflüssen, die sich alle mit seiner Persönlichkeit und seinen individuellen Vorlieben und Abneigungen vermischen. Wir fassen andere leicht in einer oder einigen wenigen Kategorien zusammen, wie zum Beispiel »Südstaaten-Schönheit«, »jüdischer Intellektueller aus New York«, »Boston-Konservativer« oder »heißblütiger Italiener«. Obwohl diese Kategorisierungen vielleicht auf einzelne Verhaltensweisen der so beschriebenen Personen hindeuten, lassen sie mehr aus, als sie umfassen. Jeder Mensch unterscheidet sich auf mannigfaltige Art völlig von anderen – auch von allen anderen Angehörigen derselben Kategorie.

Trotz dieser Gefahren beteilige ich mich an der wachsenden Diskussion über Sprache und Geschlecht, weil es gefährlicher ist, Unterschiede zu ignorieren, als sie zu benennen. Wenn man etwas Großes unter den Teppich kehrt, verschwindet es nicht; es wird zur Stolperfalle und lässt einen der Länge nach hinschlagen, wenn man durchs Zimmer geht. Tatsächlich vorhandene Unterschiede zu leugnen kann die bereits jetzt weitverbreitete Verwirrung auf dem Gebiet sich wandelnder und neugestaltender Beziehungen zwischen Männern und Frauen nur vergrößern.

So zu tun, als wären Männer und Frauen gleich, verletzt die

Frauen, weil man sie auf die Grundlage männlicher Normen beurteilt. Es verletzt auch Männer, die in bester Absicht mit einer Frau genauso reden wie mit einem Mann und fassungslos sind, wenn ihre Worte nicht den erwarteten Erfolg erzielen oder sogar Ablehnung und Zorn auslösen.

Die amerikanische Indianerin Abby Abinanti, die beschreibt, warum das Jurastudium eine schwierige und selbstentfremdende Erfahrung für sie war, fängt diese paradoxe Situation ein:

Die Vorstellung, dass Frauen oder Indianer Rechtsanwälte sein könnten, löste Missfallen oder Ablehnung aus. Einige Leute konnten sich nicht entscheiden, welche Vorstellung ihnen mehr verhasst war. Manche taten so, als ob es keinen Unterschied machte, als ob wir alle gleich wären. Als ob auch ich wie »einer der Jungen«, »einer der weißen Jungen« sein könnte. Wohl kaum! Mit beiden Haltungen hatte ich Probleme.

Es ist leicht einzusehen, warum eine indianische Frau Schwierigkeiten mit Leuten hatte, denen die Vorstellung weiblicher oder indianischer Rechtsanwälte verhasst ist. Es ist schon schwerer einzusehen, warum sie auch mit Leuten, die sie als Gleiche unter Gleichen akzeptieren wollten, Schwierigkeiten haben sollte. Doch die Indianerin genauso zu behandeln wie die anderen hatte etwas Destruktives, weil sie nicht so war wie die anderen; die Erwartungen, Werte und Verhaltensweisen, die die Identität der anderen widerspiegeln und bestätigten, untergruben ihre eigene Identität.

Der Wunsch, die Gleichheit von Mann und Frau zu bestäti-

gen, lässt einige Wissenschaftler zögern, Unterschiede aufzuzeigen, weil Unterschiede dazu benutzt werden können, ungleiche Behandlung und ungleiche Chancen zu rechtfertigen. Doch so sympathisch und verständlich ich es finde, wenn jemand wünscht, dass es keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen gäbe – nur reformierbare gesellschaftliche Ungerechtigkeiten –, sagen mir meine Forschungsergebnisse, die Forschungsergebnisse anderer und eigene und fremde Erfahrungen, dass es einfach nicht so ist. Es *gibt* geschlechtsspezifische Unterschiede im Gesprächstil, und es ist notwendig, dass wir sie erkennen und verstehen. Ohne ein solches Verständnis sind wir dazu verdammt, andere oder uns selbst – oder die Beziehung – für die rätselhaften oder zerstörerischen Auswirkungen unserer widersprüchlichen Sprechweisen verantwortlich zu machen.

Die Erkenntnis geschlechtsspezifischer Unterschiede befreit den Einzelnen von der Last individueller Pathologie. Viele Frauen und Männer sind unzufrieden mit ihren persönlichen Beziehungen und werden sogar noch frustrierter, wenn sie versuchen, Probleme ausdiskutieren. Beziehungen von einem *soziolinguistischen* Standpunkt zu betrachten gibt uns die Möglichkeit, diese Unzufriedenheit zu erklären, ohne irgendjemanden zum Sündenbock zu machen oder als verrückt zu erklären und auch ohne die Beziehung dafür verantwortlich zu machen – oder abubrechen. Wenn wir die Unterschiede akzeptieren und verstehen, können wir ihnen Rechnung tragen, Kompromisse finden und vom Verhalten des anderen lernen.

Der soziolinguistische Ansatz dieses Buches zeigt, dass es oft zu Reibungen kommt, weil Jungen und Mädchen im Grunde in verschiedenen Kulturen aufwachsen, sodass das Gespräch zwi-

schen Frauen und Männern zur interkulturellen Kommunikation wird. Ein wissenschaftlicher Ansatz, der geschlechtsspezifische Sprechweisen auf kulturelle Unterschiede zurückführt, unterscheidet sich von den Untersuchungen zu Geschlecht und Sprache, die davon ausgehen, dass die Unterhaltung zwischen Männern und Frauen abbricht, weil die Männer die Frauen zu dominieren suchen. Niemand könnte bestreiten, dass Männer als Klasse in unserer Gesellschaft dominieren und dass es viele einzelne Männer gibt, die Frauen beherrschen wollen. Doch männliche Dominanz ist nur einer von vielen Aspekten. Sie reicht nicht aus, um alles erklären zu können, was sich bei Gesprächen von Männern und Frauen abspielt – insbesondere bei Gesprächen, in denen beide sich ehrlich bemühen, aufmerksam und respektvoll auf den anderen einzugehen. Dominanz entsteht nicht immer deshalb, weil jemand die Absicht hat zu dominieren. Das ist eine der Botschaften dieses Buches.

In dieser Zeit sich neu eröffnender Möglichkeiten beginnen Frauen in einflussreiche Positionen vorzudringen. Anfangs gingen wir davon aus, dass sie einfach so sprechen könnten, wie sie es immer getan haben, aber häufig funktioniert das nicht. Eine andere logische Schlussfolgerung wäre, dass sie ihre Sprechweise verändern und so reden wie die Männer. Doch abgesehen davon, dass es kaum einsichtig ist, warum immer nur die Frauen sich ändern sollen, funktioniert auch das nicht, weil Frauen, die so reden wie Männer, anders – und unfreundlich – beurteilt werden. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als die uns zur Verfügung stehenden Alternativen und ihre Konsequenzen genau unter die Lupe zu nehmen. Nur wenn wir den Gesprächsstil des anderen und die uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten verstehen,

können wir anfangen, unser Potential zu nutzen, und dem Gefängnis einer monolithischen Gesprächsnorm entkommen.

Unterschiede im Gesprächsverhalten erklären nicht alle Probleme, die in Beziehungen zwischen Männern und Frauen auftauchen. Beziehungen werden manchmal durch psychische Probleme, durch tatsächliche Liebes- oder Fürsorgedefizite, echten Egoismus und reale Auswirkungen politischer und wirtschaftlicher Ungerechtigkeit bedroht. Aber es gibt auch unzählige Situationen, in denen derartige Vorwürfe grundlos erhoben werden, einfach, weil Partner ihre Gedanken und Gefühle und ihre Ansichten darüber, wie man kommunizieren sollte, anders ausdrücken. Wenn wir die Schwierigkeiten, die mit einem unterschiedlichen Gesprächsverhalten zu tun haben, aussortieren könnten, wären wir eher in der Lage, uns mit wahren Interessenkonflikten auseinanderzusetzen – und eine gemeinsame Sprache zu finden, in der wir darüber verhandeln könnten.

In dem Vorwort zu *Das hab' ich nicht gesagt!* berichtete ich einleitend von einer Studentin, die gesagt hatte, dass die Teilnahme an einem Kurs, den ich an der Georgetown University abgehalten hatte, ihre Ehe gerettet habe. Vor kurzem erhielt ich von dieser Frau – die inzwischen Professorin und immer noch verheiratet ist – einen Brief. Sie schrieb mir, dass sie und ihr Mann sich unterhalten hätten, und irgendwie sei das Gespräch in einen Streit ausgeartet. Mitten in diesem Streit habe ihr Mann plötzlich erschöpft gesagt: »Dr. Tannen sollte sich mit ihrem neuen Buch lieber ein bisschen beeilen, weil diese Sache mit den Mann-Frau-Gesprächen das allergrößte Problem ist, was es zur Zeit gibt!« Dieses Buch ist für ihn und für alle Männer und Frauen, die sich nach Kräften bemühen, miteinander zu reden.



Mix
Produktgruppe aus vorwiegend
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

5. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe September 1998

Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 1991 der deutschsprachigen Ausgabe
Ernst Kabel Verlag GmbH, München

© 1990 der Originalausgabe Deborah Tannen PhD

Originalverlag: William Morrow and Company, Inc., New York

Originaltitel: You just don't understand.

Women and Men in Conversation

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: getty-images/Robert/Dale

Satz: Uhl+ Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Kö · Herstellung: Han

Printed in Germany

ISBN 10: 3-442-16108-8

ISBN 13: 978-3-442-16108-9

www.mosaik-goldmann.de